

Der falsche Hundertmarkschein

Roman von Arthur Zapp.

(5. Fortsetzung.)

„Ja, Dir was?“ fragte der Hausbesitzer, seinen Bericht unterbrechend.

Und Ingeborg wandte sich an ihre Freundin. „Siehst Du,“ sagte sie, die in ihrem Stuhl zurückgelehnt mit einem Arm umschlingend, „ich sagte Dir gleich, Du solltest ruhig liegen bleiben. Du hast Deine Schwächen von heute morgen noch nicht ganz überwunden.“

„Ja, willst Du Dich nicht lieber wieder niederlegen?“ fragte auch der Herr.

Aber Ingeborg widersprach hastig. „Nein, nein! Ich fühle mich durchaus wohl. Nur ein wenig Kopfschmerz.“ Sie preßte ihre rechte Hand auf die Stirn, ließ sie aber gleich wieder sinken und wandte sich mit lebhafter Dringlichkeit an ihren Mann. „Ich bitte Dich, in Deinem Bericht fortzufahren. Du siehst, wie sich Ingeborg und Richard dafür interessieren.“

„Wie Du willst, liebes Kind,“ fiel der Herr demnach sofort ein. „Also die Konfrontierung der beiden hatte einen merkwürdigen Verlauf. Der Maler tat durchaus gleichgültig und unbefangenen. Er sah den anderen an wie einen Menschen, den er zum erstenmal in seinem Leben erblickte, und auf meine Frage, ob er ihn kenne, entgegnete er mit einem entschiedenen Nein.“

„Nun also!“ fiel die Studentin fast triumphierend ein.

„Und der Artift?“ fragte der Offizier voll Spannung.

Der betrachtete den Maler lächelnd, mit listigem Zwinkern seiner Augen und sagte zu ihm: „Na, alter Freund, nun hast Du schon das Streiten! Es hilft uns ja doch nichts. Nun gib schon zu, daß Du die Blüten fabriziert und mir ausgeht hast.“

„Unglaublich!“ rief Richard Werdner.

„Ja, kann denn der Mensch nicht gelogen haben?“ wandte die Studentin mit einem vor Erger glühenden Gesicht ein.

Der Landgerichtsrat bewegte wieder skeptisch die Schultern.

„Ja, aus welchem Motiv sollte er das getan haben? Er hat das Gehörnis gemacht, weil er sich dadurch eine mildere Bestrafung sichern will. Aber zu welchem Zweck sollte er denn die Aussage erfinden haben?“

„Freilich!“ stimmte der junge Offizier kopfnickend zu.

„Aber hat denn Herr Stangen schließlich eingedrückt, den Artift zu kennen?“

„Nein, im Gegenteil! Er leugnete trotz der klaren, blühenden Aussagen seines Komplizen hartnäckig und blieb dabei, daß er den Menschen nicht kenne und nie irgendwelche Beziehungen zu ihm gehabt habe. Nun, sein Leugnen wird ihm wenig helfen. Ich habe schon heute an seiner Schuld keinen Zweifel mehr und —“

Ein plötzlicher Zwischenfall unterbrach den Sprechenden. Frau Ingeborg war während der letzten Wortschleife, ohne daß einer der anderen im lebhaftesten Gespräch darauf geachtet hätte, von ihrem Stuhl aufgestanden und hatte sich auf einen mehr im Hintergrund des Zimmers stehenden Kaminstuhl gesetzt. Jetzt glitt sie plötzlich lautlos auf den Fußboden hinab.

Die übrigen drei im Zimmer Anwesenden sprangen bei dem Geräusch fast im gleichen Moment von ihren Stühlen, um zu der Ohnmächtigen hinzueilen und ihr zu Hilfe zu kommen. Ihren gemeinschaftlichen Bemühungen gelang es, die wie leblos auf dem Boden Liegende auf dem Sofa zu betten und wieder zum Bewußtsein zurückzuführen. Der besorgte Heiler wollte sofort einen Arzt herbeirufen lassen, aber sie wies das entschieden zurück und bat nur, ihre Ruhe, sie nach dem Schlafzimmer zu geleiten und ihr ein wenig Gesellschaft zu leisten.

4.

Die Vernehmungen, die Landgerichtsrat Werdner in der Untersuchungssache Fritz Stangen und Gesangsabsicht, befrägte in ihm die Überzeugung, in dem Maler einen schlaun, abgeleiteten Verbrecher vor sich zu haben, noch wichtiger. Die Witte des Arrestanten bestätigte, daß der Chembregant sich schon seit längerer Zeit in sehr unglücklicher finanzieller Lage befinden habe. Er habe ihn während des letzten Jahres, immer sehr unregelmäßig gezahlt. Seit ungefähr vierzehn Tagen vor seiner Verhaftung seien ein günstiger Wechsel in seinen Verhältnissen eingetreten, denn er habe ihr eines Tags einen Hundertmarkschein übergeben, damit sie den Betrag der schuldigen Rente davon abgibt. Auch habe er an dem Tage ein paar feine Kleider zu sich geladen und es sei bis in die späte Nacht hinein sehr vergnügt zugegangen.

Dieser Teil der Aussage der Wit-

we Kerner gab dem Untersuchungsrichter ein vorläufig noch für ihn unverständliches Rätsel auf.

Die Nachforschungen nach dem Verbleib dieses schon früher von dem Maler verausgabten Hundertmarkscheines hatten zu keinem Resultat geführt. Die Frau hatte ihn bei einem Kaufmann gewechselt, der Geschäftsmann aber konnte nicht angeben, wohin er den Schein in Zahlung gegeben. So ließ sich nicht mehr feststellen, ob dieser Schein ebenfalls ein Falschfälscher gewesen. Der Untersuchungsrichter nahm als selbstverständlich an, daß das der Fall gewesen, um so mehr, als der danach befragte Maler über die Herkunft des betreffenden Scheines nichts angeben konnte und nur die alte Ausrede wiederholte, er habe auch diese Banknote geschenkt erhalten. In einem merkwürdigen Widerspruch zu den Aussagen der Witte des Malers, der seiner ebenfalls vernommenen Freunde, wozu auch diese plötzliche Wendung in der materiellen Lage Fritz Stangens erst vor zwei Wochen erfolgt sei, hand die Tatsache, daß die Fälschung falscher Hundertmarkscheine schon vor sechs Wochen von der Behörde festgestellt war, ohne daß es gelang, den Täter oder einen seiner Komplizen zu ermitteln. Man konnte nur annehmen, daß der junge Maler aus schlaun, vorstichtiger Berechnung sich in seinen persönlichen Aussagen zurückgehalten habe, um nicht irgendwelche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und daß er erst, als die ersten Coups glücklicherweise gelungen waren, sich sicherer fühlte.

Die Kollegen und viele Freunde des Malers sagten einmüßig aus, daß Fritz Stangen ihrer Ansicht nach in den letzten zwei Wochen kaum eine Gelegenheit gehabt habe, ein Honorar von zweihundert Mark zu erhalten. Es war ihnen gleich aufgefallen, als er sich plötzlich so freigeigelt und vergnügt benommen habe. Ihren Fragen nach dem Verbleib seines Mammons sei er ausgewichen, und nur auf die scherzhafteste Bemerkung eines Kameraden: „Du hast wohl das große Los gewonnen, Fritz?“ habe er direkt geantwortet: „So etwas ähnliches.“ Im übrigen gaben ihm seine Freunde das beste Zeugnis. Er sei ein durchaus anständiger Mensch und nicht einmal übertrieben leichtsinnig. Daß man von einem Künstler nicht erwarten könne, daß er ein pedantischer Pedant sei, sei selbstverständlich. Wenn man Geld habe, so gönne man sich eben ein bißchen Freude und Wohlleben. Deshalb sei ihnen die Freigeigeltigkeit des Freundes an sich nicht weiter auffallend gewesen und sie hätten sich auch nicht weiter den Kopf über die Frage zerbrochen, wo er das viele Geld plötzlich her habe. Eines Verbrechens aber halte ihn keiner seiner Bekannten für fähig. Was man sein Talent beträfe, so gingen die Ansichten darüber auseinander. Die einen erklärten, daß sie ihm die Kraft, Originalität zu leisten, nicht zutrauten. Andere wieder meinten, er besäße ein entzückendes Talent, freilich sei seine Kunstfertigkeit eine solche, daß er kaum auf durchgreifenden populären Erfolg rechnen könnte.

Auf die Frage, ob ihnen bekannt sei, daß Stangen irgend einen Wägen besitze, der ihm im geheimen unterstellt habe, zuckten sie mit den Schultern. Davon hätten sie nie etwas gehört oder auch nur bemerkt.“

Bei der Hausführung in dem Atelier des jungen Malers, das ihm zugleich als Wohn- und Schlafzimmer diente und das in ziemlich primitiver Weise durch eine Erweiterung der beiden Fenster nach oben hergestell worden war, fanden sich verschiedene wertvolle kleinere Gegenstände, die alle einen herben Charakter hatten und ausschließlich Motive aus den Nachtseiten des Lebens behandelten. Unter den Zeichnungen und Skizzen, die man außerdem mit Beschlagnahme befand, befanden sich einige Blätter, die von den anderen durch Unfertigkeit in der Ausführung abstanden und sogar auffallende Vorgezogenheiten aufwiesen. Die hierüber vernommenen Kunstgenossen des Malers befanden, daß die betreffenden Stücke kaum von Stangen herühren könnten. Freilich wußten sie über die Herkunft dieser schmerzlichen Zeichnungen nichts zu sagen, daß Stangen einen Schüler gehabt, sei ausgeschlossen, denn davon würde er sicherlich erzählt haben.

Weitere Belastungen des verhafteten Malers ergab ein Verhör mit dem Artisten Karl Lerche, der sich selbst als Komplize des Hersteller des falschen Hundertmarkscheines bezeichnet hatte. Unter den Zeugen, die betreffs des Vorlebens des Artisten vernommen worden waren, befand sich eine Postamentarbeiterin namens Minna Schönfeld. Dieses Mädchen, das offenbar in gütlichen Beziehungen zu dem Artisten gestanden hatte, gab an, sie sei verschiedentlich dabei gewesen, als ihr Freund Karl Lerche sich mit einem Unbekannten am Rem-

pelhofer Feld getroffen habe. Diese Zusammenkünfte hätten immer am Abend in der Dunkelheit stattgefunden, die Männer hätten, während sie in einiger Entfernung voneinander standen, angelegentlich miteinander gesprochen, ohne daß sie hätte erfahren können, was sie eigentlich mit einander verhandelt hätten. Auf ihre Frage danach habe Lerche nur barsch geantwortet: „Geschäfte!“ Und als sie weiter in ihn gebrungen, habe er ihr grob den Mund verboten. Verschiedenemal seien die beiden Männer unter einer Laterne getreten, und es hätte wohl so etwas wie eine Abrechnung zwischen ihnen stattgefunden. Da habe sie denn, ohne daß die beiden es bei ihrem eifrigen Verhandeln wahrgenommen, sich näher herangebeugt und sie habe das von dem hellen Gasglühlicht beschienene Gesicht des Freundes deutlich gesehen: drünet, mit langem schwarzen Haar und glühenden Augen. Einen dunklen Mantel, so eine Art Havelock habe er getragen und einen schwarzen Schlapphut, kurz, wie ein Künstler habe er ausgesehen.

Als der Untersuchungsrichter nun die Minna Schönfeld mit den beiden Untersuchungsgefangenen konfrontierte, rief die Zeugin, nach einem kurzen Blick auf ihren Freund, dem Maler gelegentlich sofort aus: „Janowich, das ist er!“

Janowich protestierte Fritz Stangen empört und erklärte auf's Bestimmtesten, die Person nie in seinem Leben gesehen und ebensowenig je auf dem Tempelhofer Felde mit irgend jemand eine Zusammenkunft gehabt zu haben, oder das Mädchen sich nicht irtz machen, sondern entgegnete mit sehr glaubhaft erscheinender Entrüstung: „Na, hören Sie mal! Sie können aber schwindeln. So deutlich wie hier habe ich Sie vor mir gesehen mit Ihren langen schwarzen Zotten und der Habitusnase. Da, das ist wohl 'n Künstler, habe ich nachher zu Karl'n gesagt. Habe ich nicht?“

Und der Artift fiel sofort kräftig verbindend ein: „Janowich, was hat sie!“

„Allemaal, dabei bleib' ich! Der und sein anderer ist's gewesen! Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

In diesem Stadium der Untersuchung befand sich die Sache Fritz Stangen, als eines Tages bei dem Untersuchungsrichter ein Brief eintraf, der schon infolge seiner Adressierung dem Empfänger ein Lächeln abnötigte. Als Adressat war der Name des Landgerichtsrates angegeben, wie bei einem Privatbrief. Aber als Empfangsort war nicht seine Wohnung, sondern das Landgericht bezeichnet. Das betriet schon den untunlichen Laien, wenn nicht das weibliche Geschlecht des Briefschreibers. Und in der Tat nicht nur die Handschrift, auch die Form des Schreibens befähigte den weislichen Umpfer dieser brieflichen Bemühung, den verhafteten Maler zu entlasten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hungertrommel.

Eine Kriegsblitz von Max Karl.

Mit dumpfen Gedröhn sprangen die Schlegel über das Raubfeld, und in den öden Straßen der Festung ward es allgemach lebendig — allgemach, nicht plötzlich und lärmend. Die beiden Kommandanten schritten langsam fürbass, und noch langsamer folgte hinter ihnen der Wagen, von zwei mehr als mageren Kourieren angezogen, und sechs Infanteristen mit aufgeschlagenem Seitengewehr eskortierten den Wagen, bewachten ihn mit argwöhnischen Blicken und beachteten nichts weiter als ein paar hundert kleiner brauner Brote. Ein Kommissar, eine Wappe unter dem Arm, schritt hinter dem Wagen drein, und ein Gehilfe war bei ihm. Und sie machten ein Geschick, als hätten sie Räuberzüge zu verteilen. Ja, mehr als Königreiche! Sie verteilten Leben, Weiterleben, Dasein. Und aus den zerhörsenen und zerfallenen Häusern kam grinsend der Hunger geschlichen, der leibhaftig klapperrüde, ätzende Hunger. Da war eine Frau und da eine, alter Schreiber bar. Und da ein Trupp Weiber Kinder an der Hand zierend. Und nun las der Kommissar mit monotoner, müder Stimme ein paar Dugend Namen vor, und hinter jedem Namen eine Siffer. Also: „Selum 5, Saib 2, Legaz 4, Uesid 7, Achmed 6, Benazar 9“ und so fort. Und als er die Liste verlesen hatte, begann er von vorn. Unterlassen hatten sich die in der Straße wohnenden Aufgerufenen in langer Reihe aufgestellt und empfingen nun, nach der abermaligen vorgelesenen Reihe, die Anzahl der kleinen Einflüßer, für jegliche lebende Person. Ganz gleich welchen Alters, eins, und taumelnd in der Hand, bissen sie mit tierischem Gier hinein, und die hinten in der Reihe standen und noch nicht daran waren, schluderten, wenn sie die vorbereiten essen sahen. Und die bloß zuer erhalten, schmolzen vor Reiz, wenn sie sahen, wie welche sechs oder gar neun erhielten und fortzuschleppen. Gistiger Reiz, ungeschickter! Hatten die nicht viele Mäuler zu Hause, die hinter den Fenster flüchten und warteten, und die Mutter mit den Broten zurückkehren würde, und dann die Wisen mit Gier verschlangenen?

Stand ein Haus am Straßeneck, still und lauer, bereit voll Fröhlichkeit und eine Stätte der Freude und friedlichen Glückes. Die drei Brüder Thulhi wohnten darin, Ali, Ralun und Uesid. Sie lagen längst draußen, vielleicht verscharrt, vielleicht dem Gier gefressen. Dem Ältesten, dem Ali, rief bei Gorna Djumaja eine bulgarische Granate den Leib in Stücke, dem zweiten, dem Ralun, spritzte bei Benazar ein Bajonett durch Lende und Niere und stahl ihm das Leben, und den dritten traf in den Wälden von Adrianopel die Cholera. Und aus dem stattdessen, fröhlichen Hause am Straßeneck ward ein Trauerhaus, das Witwenhaus genannt. Die drei Weiber saßen dumpf und stumpf in den vornehmen Hallen und Klagten. Das war eben. Jetzt klagten sie nicht mehr, jetzt hungerten sie und bangten um ihr Leben, daß es ihnen gegenwärtig würde von ihren eigenen Landsleuten. Und daran war die Zige schuld. Vor sechs Wochen, als der Mangel an Lebensmitteln begann, hatte der Festungskommandant befohlen: Alle, alle Tiere, ganz gleich welcher Gattung, die sich in Privatbesitz befinden, sind binnen sechs Stunden am Kommandanturgebäude abzuliefern. Desgleichen alle Vorräte an Mehl, Reis, Zucker, Kaffee und Tee, abzuliefern, soweit sie mehr als zehn Kilo betragen; die Unterhaltung der Bewohner findet von jetzt ab auf öffentliche und gleichmäßige Weise statt. Nichtbefolgung des Befehls: Todesstrafe durch Erschießen. — Das war ein schlimmer Tag in der Stadt. Im Witwenhause waren zwei Hunde, ein Pferd und drei Ziegen. Die Hunde und das Pferd und zwei Ziegen wurden abgeliefert, die dritte, die milchende behielten die Witwen. Das war ein Raub am Gemeingut, und sie hatten ihr Leben verwirrt. Das war eine Unternehmung, eine niedrige Selbstsucht, die gar wohl den Lob verdient! Hatt Bruder! Haste zurüch! Nicht so hart! Hatt du ein Kindlein, das du vor Hunger sterben siehst? Und im Witwenhause waren deren zwei, eins der Fatme, Benazars Weib, und eins der Amarza, Raluns Weib. Und wo kein Kläger, da kein Richter! Wer wußte von der dritten Ziege? Oben im letzten Kammerelein unter dem Dache, nach dem Hofe zu, quartierte sie. Drei Säcke Hafer, sonst nicht gerade der Ziegen Futte, lagen noch auf dem Boden, und ein paar Jenner Heu, vom Pferde her, waren auch beiseite gebracht. Und Wederlein droben im Dache war fröhlich und guter Dinge und gab von dem weißen, köstlichen Saft täglich genug für die Zügelinge.

Und jetzt, morgens neun Uhr, raffelte dumpf die Brottrommel durch die Straße. Die Witwen hörten sie, und Fatme sagte leise: „Brot!“

Die beiden anderen, die ebenfalls

auf den Kissen hielten, wiederholten „Brot!“

Und die beiden Mütter sahen die ältere Schwägerin, die kinderlos war, stehend an, und die stand auf, warf sich nachlässig einen Schal über das Haupt und schritt auf die Gasse und stellte sich an das Ende der Reihe und bereit geduldig, bis ihr und der Schwägerin Name aufgerufen wurde. Und sie trug die Brote heim, fünf an der Zahl, und gar zwei der Fatme und zwei Amarza, und ging mit dem ihren Miß in ihr Schlafgemach und sah gierig, wie ein verdungerter Hund, und war satt, satt auf ein paar Stunden, und ein ganzer, langer Tag mußte wieder vergehen, 24 volle Stunden, bis die Hungertrommel sie wieder auf die Straße rief.

Da hörte sie vorn im Zimmer plötzlich ein Geräusch und heftiges Geschrei. Sie eilte vor und sah, wie die beiden Schwägerinnen, jedes ihr Kind in den Armen, sich mit wilden, höflichen Blicken moßen, und Amarza, die andere beschuldigte, sie habe ihr das eine Brot genommen, während sie das Zimmer verlassen. Sie habe es auf das Fensterbrett gelegt, und niemand anders als Fatme könne es gestohlen haben. Diese aber schwur und weinte und beteuerte, das Brot nicht zu haben. Sie sei selbst aus dem Zimmer gegangen, um sich heißes Wasser zu machen, ihr Brot darin aufzuweichen. Und während sich die beiden Frauen stritten und die älteste Schwägerin, Lusa, sich bemühte, Frieden zu stiften, schlich Baruch, der alte, fast achtzigjährige Bettler, braun mit schiefen Wälden an der Mauer entlang und verbarag unter seinem alten Kittel das gestohlene Brot.

Lusa, die den Streit nicht schlichtend konnte, ver sprach der Amarza, ihr ein anderes Brot zu besorgen. Sie ging nach ihrer eigenen, im ersten Stock gelegenen Wohnung, entnahm einem Käßchen ihren kostbaren Diamantenschmuck, mehr als tausend Piaster wert, und schritt damit aus dem Hause. Von Nachbar zu Nachbar ging sie, von Haus zu Haus, und bot für eins der heute verteilten Brote den köstlichen Schmuck. Aber lachend lehnten die Leute ab, manche höflich und behäuflich, manche mit leid und betrübt, und manche riefen ihr nach, ob sie verrückt geworden sei, für ein so kostbares Brot einen lumbigen Schmuck von einem Dugend Edelsteinen zu bieten.

Da kehrte sie heim, mit leeren Händen, legte den Schmuck an seinen Ort zurück und trat zu den Schwägerinnen. Die tobten noch fort und beschimpften sich, und jetzt, jetzt fiel das Wort Ziege! Alle drei erbeben, auch die, die es gerufen: Amarza. Aber sie lachte dann laut auf: „Ja, da erschrickt du, Fatme! Denn niemand hat die Ziege zurückgehalten, als du, und wenn ich dich anzeige, bist du des Todes!“

„Ha, tu es doch! Du stirbst dann mit mir! Oder nimmst du für dein Kind nicht auch Milch, und riehst du nicht zuerst, wir wollen eine Ziege behalten?“

„Ja? Ja? Ho, nur der Besitzer der Ziege stirbt, oder ist es nicht deine Ziege, die wir behielten?“

„Ja, weil sie am besten milchte, und wenn die keine nicht so mager und schlecht milchend gewesen wäre, hätten wir eben deine.“

„Ha, du sollst sehen! Du, du! Stehst du mein Brot, stehst ich deinem Kinde die Mutter! Und der Jörn trieb ihr die Augen aus den Höhlen, und ehe Lusa sie hindern konnte, führte sie auf die Straße. Das Unglück wollte es, daß sie gerade einer Patrouille in die Arme rannte. „Hier, in dem Hause — ist — ein Weib — die behielt eine Ziege zu!“ Und nun war es heraus, und Amarza schien selbst zu Tode erschrocken, als ihr das Wort entronnen, und aller Jörn war mit einem Male berrückt. Sie sah, wie der Offizier überlegte, und sie erzitterte und wollte davonlaufen; aber der Offizier hielt sie zurück und befragte kurz: „Führe mich hin!“ Sie zögerte. Er aber rief barsch: „Nun? Vorwärts!“ Da schritt sie mit gegentem Haupte voran und die Patrouille folgte. Im Erdgeschloß lag Fatme auf dem Gebelsteppich und drückte ihr Kind an den Busen und klagte und betete und weinte; und als der Offizier eintrat, schrie sie auf, und Lusa raufte sich das schöne, lange Haar. Die Soldaten, die das Haus durchsucht hatten, brachten die Ziege herabgetragen, und der Offizier begann nun das Verhör. „Wem ist die Ziege?“ Langes, hartes Schweigen. Da fragte er die Frauen einzeln: „Dir?“ „Nein,“ sagte Amarza. „Dir?“ Er sah jetzt Fatme an, ihre Glieder zitterten, und der junge Leib bebte. Da warf sie einen Blick auf ihr Kindlein, und sie schrie laut und gellend hinaus, daß es durch das ganze Haus kitzte: „Nein, mein Herr, nicht mir!“ Dann also die? „Sagte hart der Offizier und griff nach Lusa, der Kleinen Hand. Und sie sah, wie die beiden Mütter mit stierzerem Auge nach ihr starrten. Da leim Atem und weitem, angabterneigte die Große, die Eble fiß ihr Haupt und stand auf und sagte: „Ja, behielt die Ziege zu.“ Sie gehörte mir.“

Sie küßte die Frauen und die Kindlein und wandte hinaus, von den Soldaten in die Mille genommen. Und sie gingen der Kaserne zu. —

Wünschelrute und Wissenschaft

In der vor kurzem in Berlin abgehaltenen Hauptversammlung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft war auch von der Wünschelrute die Rede. Es ist dies begreiflich, weil die Landwirtschaft an dem Vorhandensein von Wasser und gewissen Erzen im Boden, an der Pflanzgröße und anderen Naturerscheinungen ein naheliegendes Interesse hat. Als noch vor ungefähr zehn Jahren in landwirtschaftlichen Kreisen angeregt wurde, ernsthaftige Untersuchungen mit der Wünschelrute anzustellen, spottete eine gewisse Presse mit überlegenem Lächeln über die geistige Rückständigkeit der Agrarier. Heute, wo Professorenscharen von Welsch, wie Dr. Kaffow aus Leipzig, Heim-Zürich, Hörnes-Braz, Haas-Niel und eine ganze Reihe anderer Gelehrter und Forscher, Pflanzler und Physiologen die Wünschelrutenfrage als ein wissenschaftliches Problem betrachten und behandeln, verstimmen jene Spötter, und man kann auch nicht mehr überlegen lächeln über die alten Germanen, denen die Stabwahrnehmung mit der Wünschelrute als eine Gabe Woban galt, deren Besitz des irdischen Heils teilhaftig macht. In der Landwirtschaftsgesellschaft berichte zunächst Amtsgerichtsrat Dr. Behme-Hannover über diese Frage. Mit Befriedigung konnte er feststellen, daß die deutschen Eisenbahnbediensteten sich mit Erfolg beim Wasserfinden der Wünschelrute bedienen. Besondere Bedeutung hat die Rute in den letzten Jahren zur Ermittlung von Blüßgefäßen erlangt. Dr. med. Eigner-München berichte über die Untersuchungen in Bayern. Auch sie waren erfolgreich. Es ergab sich aber bald, daß nicht allein das Wasser, sondern eine Reihe von anderen Dingen den Rutengängern beeinflussen. So veränderte das städtische Wasserarm in München einen solchen ständig zum Auffinden von Rohrdrüsen. Die Angaben des Rutengängers überstiegen in der Tat. Auf wenige Dezimeter wurde mit Sicherheit der Rohrbuch gefunden. Allerdings erfolgten auch völlig falsche Angaben. Bei näherer Prüfung ergab sich aber, daß sich immer bei einer solchen falschen Angabe an Stelle des Wassers eine Kabelanlage, also ein elektrischer Strom, befand. Es wurden immer nur solche Beobachtungen erzählt, wo vor dem Ruten-gänger sachmännliche Untersuchungen ein den Angaben des Rutengängers entgegengegesetztes Urteil angegeben hatten und nun im Gegensatz zu diesen die Angaben des ertieren sich bestätigten. Der zweite Berichterstatter der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Professor Dr. Kaffow, gab in der Hauptsache die wissenschaftliche Erklärung für die durch Untersuchung ertimmten Befunde. Es sind die Reaktionen im Nervensystem des Trägers, welche Bewegungen bestimmter Muskeln hervorgerufen und dadurch die Rute zum Ausschlag bringen. Wir wissen nun durch neuere physiologische Forschungen, daß sehr geringe elektrische Anstöße genügen, um einen Nerv zur Erregung zu bringen und Muskelbewegung hervorzurufen. Wir wissen ferner, daß von den radioaktiven Stoffen des Erdinneren Strahlungen ausgefendet werden, die elektrische Wirkung haben und die von den Wasser- und Mineraladern abgeleitet werden können. Die elektrische Leistungsfähigkeit der Luft ist über Wasserläufen bedeutend geringer, als über trockenem Erdboden. Die Ausstrahlung der Erdoberfläche, besonders die durchdringliche Gammastrahlung, fehlt über dem Wasser gänzlich. Diese Gammastrahlung wird von dem im Erdboden vorhandenen Wasser und ebenso auch von Elektrizität aufgehalten und abgelenkt, dadurch ergeben sich Spannungsunterschiede an den Grenzen des Raumes über dem Wasser an der Erdoberfläche. Auf diese Spannungen in der Spannung der Erdströme geht der Ruten-gänger ein, indem sich die mit der Spitze nach aufwärts getragene Rute unwillkürlich zu Boden senkt. Wenn sich erst alle mit wissenschaftlichen Grundsätzen der Wünschelrutenfrage zuwenden, darf eine Klärung in dem einen oder anderen Sinne wohl bald ertorrt werden.

Das Handelsmuseum für Böhmen in Prag hat an die Handelskammer Ebersfeld in Französischer Sprache das Ersuchen um Unterstützung seiner Arbeiten gerichtet. Die Handelskammer hat darauf mit nachstehendem Schreiben erwidert: Die allgemeine Amts- und Geschäftssprache des unverbundenen Kaiserreichs Oesterreich-Ungarn ist unseres Wissens ebenso wie die des Deutschen Reiches nicht die französische, sondern die deutsche Sprache. Wir sind daher nicht in der Lage, auf den sachlichen Inhalt Ihrer Zuschrift vom 11. Februar, nachdem sie in französischer Sprache abgefaßt ist, einzugehen.

Der Name Akali wurde für braungefärbte Baumwollgewebe zuerst von den Engländern angewendet, und zwar bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit der indischen Kriege. Das Wort ist indischer Ursprungs und bedeutet soviel wie „Schmutz“ oder „Lehm“. Unter Akali sind deshalb Stoffe zu verstehen, die die Farbe des Schmutzes oder Lehms haben, also die gelblich-braune nicht ganz rein.

— John Bull wird jedes Jahr nüchtern, aber mit dem Rauchen geht es immer noch aufwärts. Er verbrauchte im letzten Jahre 96,754,311 engl. Pfund Tabak und ließ über 150 Mill. Dollars in Rauch aufgehen. Vor 100 Jahren betrug der Tabakkonsum im Jahr für den Kopf der Bevölkerung nur 1 1/2 Pfund, im letzten Jahre aber 2,1 Pfund. Von den 94 Mill. Pfund verbrauchten Tabaks wurden alle bis auf nicht ganz zwei in Großbritannien selbst verarbeitet.

Unsere Schnittmuster - Oeferte

9514.

Ein praktisches Schnittmuster. Dieses Modell besteht aus einer einfachen Taille, die über den Vorderkörper mit getropften Bändern verziert ist. Ein flacher Kragen umgibt die Halspartie. Die Ärmel können in voller Länge mit einer Bandmanschette oder kurzer mit einer hübschen Unterarmmanschette versehen werden. Der Schluß ist hinten in der Mitte. Für das Modell eignen sich Gattale, Chambré, Pinnet, Kintene, Cordelene oder Tuch. Das Muster ist in 4 Größen geschnitten: 8, 10, 12 und 14 Jahre. Es benötigt 3 1/2 Yards 40/22 Stoff für die 8jährige Größe.



Preis des Modells 10 Cent.

Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Modellen fertig. Jeder Letter der „Omaha Tribune“ für 10 Cent zugelandt.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einzahlung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben ertöchten Preis an das

Pattern Dept., Omaha Tribune 1311 Omaha St.

Der „Omaha Tribune“ Pattern Coupon.

Sch wünschle Muster No.
..... Zoll, Brust- oder Taillenumweite
(Jahre bei Kindermaßen.)
Name
No. Straße Stadt

Elektrischer Schlaf.

Eine wertvolle Entdeckung machte vor kurzem Dr. Ragschmidt in der Berliner Medizinischen Gesellschaft. Er brachte Tiere durch einen elektrischen Wechselstrom von 1200 Volt in einen Schlafzustand, in dem sie völlig gefühllos erschiene. Sobald der Strom aber unterbrochen wurde, erwachten sie aus ihrer Letargie. Was die Narfote heranzieht, ist bisher noch nicht aufgeklärt. Eine Suggestionswirkung, an die man bei Menschen denken würde, kommt bei Tieren nicht in Betracht. Vielleicht aber ist es eine krampfartige Starke der Muskulatur, die unter dem Einflusse des Wechselstromes eintritt, vielleicht auch eine sogenannte „Schredlarre“, wie sie von den „Hypnoten“ der Hummeren und Frösche her bekannt ist. Die Hummeren lassen sich durch einen geschickten, schnellen Griff auf die Schenkel fallen, die Frösche verharren ebenfalls unbeweglich in ihrer Stellung und sind unempfindlich, wenn sie auf den Rücken geworfen werden. Ob man den elektrischen Schlaf auch bei Menschen hervorrufen kann, ist noch ungewiß.

— John Bull wird jedes Jahr nüchtern, aber mit dem Rauchen geht es immer noch aufwärts. Er verbrauchte im letzten Jahre 96,754,311 engl. Pfund Tabak und ließ über 150 Mill. Dollars in Rauch aufgehen. Vor 100 Jahren betrug der Tabakkonsum im Jahr für den Kopf der Bevölkerung nur 1 1/2 Pfund, im letzten Jahre aber 2,1 Pfund. Von den 94 Mill. Pfund verbrauchten Tabaks wurden alle bis auf nicht ganz zwei in Großbritannien selbst verarbeitet.